

Brennpunkt

Umgang mit existentieller Angst: Der 11. September 2001 und seine Folgen

Terror Management and the Reactions to the Terrorist Attacks of September 11, 2001

Randolph Ochsman

Universität Mainz

Zusammenfassung: Wie gehen wir mit der Tatsache um, daß unser Leben begrenzt ist? Der Beitrag beschäftigt sich mit den affektiven und kognitiven Reaktionen auf die Konfrontation mit dem Tod, vor allem mit Furcht und Angst. Die Erkenntnis, daß die Auslöschung der eigenen Existenz jeder Zeit geschehen kann, löst existentielle Angst aus. Die Terror-Management-Theorie des Selbstwertes macht Vorhersagen darüber, welche Effekte das Erinnern an die eigene Sterblichkeit hervorruft. Sie postuliert, daß unter Mortalitätssalienz der Kontakt zu Menschen bevorzugt wird, die das eigene kulturelle Weltbild bestätigen, und zu denjenigen eher gemieden wird, die diese Weltsicht in Frage stellen. Die Terroranschläge in New York und Washington haben Millionen von Menschen schlagartig die eigene Sterblichkeit und Verletzbarkeit bewußt gemacht. Es werden einige Folgen des 11. September 2001 aus der Sicht der Terror-Management-Theorie beschrieben und erklärt.

Schlüsselwörter: Ontologische Konfrontation, Terror-Management-Theorie, 11. September 2001;

Summary: How do we confront the finite nature of life? The paper is focusing on affective and cognitive consequences of the confrontation with death, especially on fear and anxiety. The recognition that extinction of my own existence can happen any time, is triggering off existential anxiety. Terror-management-theory of self-esteem is making predictions about the effects of the awareness of mortality. It is proposed that when mortality is made salient, individuals show positive reactions to those who support their cultural world views, and show negative reactions to those who threaten their beliefs. Own vulnerability and mortality was made salient to millions of people by the terrorist attacks in New York City and Washington. Some public responses to the September 11th events will be described and explained from a terror management perspective.

Keywords: Ontological confrontation, terror management theory, September 11th 2001;

Einleitung

Das folgende Zitat stammt von einem Einunddreißigjährigen, der in einer Zeit vitalsten Schaffens folgende Zeilen an seinen Vater schreibt:

„Da der Tod, genau zu nehmen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als Schlüssel unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht, so jung als ich bin, den andern Tag nicht mehr sein werde. Und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre. Und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen“.

Diesen Text verfaßte Wolfgang Amadeus Mozart am 4. April 1787. Nur wenige Menschen konfrontieren den Tod in dieser Weise, nur wenige machen sich immer wieder ihre eigene Sterblichkeit bewußt, um jeden einzelnen Tag in ihrem Leben, jedem einzelnen Augenblick eine besondere Bedeutung zu verleihen.

Wie gehen wir mit der Tatsache um, daß unser Leben begrenzt ist? Welche Auswirkungen hat dieses Wissen um unsere Sterblichkeit auf unser Denken und Fühlen? Wie reagieren Menschen, wenn sie mit dem Tod konfrontiert werden, wenn sie an ihre eigene Sterblichkeit erinnert werden? Diese Fragen sind seit den Terroranschlägen des 11. September 2001 in New York und Washington noch wichtiger geworden, denn ihre Beantwortung trägt viel zum Verständnis dessen bei,

was wir seit diesen Ereignissen an öffentlichen und privaten Reaktionen erlebt haben.

Vorweg ist festzustellen, daß Personen keineswegs nur mit Furcht und Horror auf die Konfrontation mit dem Tod reagieren. Bereits Becker & Bruner (1931) wiesen darauf hin, daß das Spektrum der Reaktionen von Angst über Gleichgültigkeit bis zur Freude reicht. Ob es überhaupt sinnvoll ist, ein festgelegtes Repertoire von Reaktionen anzunehmen, bezweifeln Kastenbaum & Aisenberg (1972), denn in der Auseinandersetzung mit dem Tod können ständig neue Formen der Bewältigung gefunden werden. Im folgenden geht es aber hauptsächlich um Angst und Furcht; es sind die Reaktionen auf den Tod, die auch in der psychologischen Forschung die meiste Beachtung gefunden haben. Zunächst sollen terminologische Fragen geklärt werden, um Mißverständnisse zu vermeiden.

Es ist klar zu unterscheiden zwischen Furcht oder Angst vor dem Tod einerseits und Todesangst andererseits. Das Erstere ist Ergebnis einer antizipierenden Auseinandersetzung mit der Bedrohung des eigenen Lebens, ohne daß eine aktuelle Gefährdung vorliegt. Im Gegensatz dazu bezeichnet Todesangst einen emotionalen Zustand, der durch eine reale Gefahr ausgelöst wird. Weniger eindeutig ist die Verwendung der Begriffe Furcht und Angst. Ist der emotionale Zustand auf ein unmittelbar gegebenes Objekt bezogen, so sprechen wir eher von Furcht, während die Bezeichnung Angst benutzt wird, wenn eine unbestimmte, mittelbare Bedrohung gegeben ist. Im englischsprachigen Raum wird in der Regel zwischen „death fear“ und „death anxiety“ nicht unterschieden, weil es keine empirische Basis dafür gibt. Die Begriffe Furcht und Angst werden also synonym verwendet (Ochsmann, 1993).

Im vorliegenden Beitrag geht es zunächst um die affektiven und kognitiven Reaktionen auf die Konfrontation mit dem Tod, wobei einige Ergebnisse sozialpsychologischer und thanatopsychologischer Forschung berichtet werden. Im Mittelpunkt steht dann die Terror-Management-Theorie des Selbstwertes. Es soll der Versuch gemacht werden, diese Theorie zur Erklärung einiger Phänomene, die mit dem Datum des 11. September 2001 verbunden sind, heranzuziehen.

Furcht und Angst vor dem Tod

Einer weitverbreiteten Auffassung nach ist Todesfurcht eine angeborene, also eine natürliche, biologisch bestimmte Reaktion, die der Selbsterhaltung dient. Diese Vorstellungen wurden von den psychoanalytischen Denkern entwickelt und verbreitet. So sieht Becker (1973) darin *die* Antriebskraft der Menschen und der Gesellschaft. Da wir als Konsequenz der Entwicklung unseres Geistes als einzige Lebewesen ein Bewußtsein unserer Sterblichkeit haben, müssen wir Wege finden, den darin innewohnenden „Terror“ zu beschwichtigen. Die Verleugnung des Todes ist angesichts des existentiellen Dilemmas, Geist und Natur zu sein, ein notwendiger Schutz des Menschen und deshalb auch ein Charakteristikum moderner Gesellschaften. Angst vor dem Tod wird folglich als Ausgangspunkt vieler anderer Ängste betrachtet. Anders Freud: er blickt hinter die manifeste Todesangst und erkennt darin eine abgeleitete Angst. Kindliche Ängste wie Kastrations-, Trennungs- und Über-Ich-Angst werden in den Tod projiziert. Freud (1923) sah in der Todes- wie in der Gewissensangst eine Verarbeitung der Kastrationsangst.

Im Gegensatz dazu steht die Anschauung, daß Furcht vor dem Tod wie andere Reaktionen das Ergebnis von Lernerfahrungen sind. Todesfurcht hat demnach keinen

biologischen Ursprung; sie ist sozial, kulturell und historisch bedingt. So läßt sich beispielsweise ein Zusammenhang zwischen der zunehmenden Furcht vor Tod und Sterben und der Industrialisierung herstellen. Der in der Gesellschaft wachsende Individualismus erhöht das Bewußtsein des Selbst und nährt zugleich die Todesfurcht. Gesellschaften, die der Individualität eine kulturelle Priorität zuweisen, intensivieren die Furcht vor Tod und Sterben. Denn damit kommt es zur Vereinzelung des Menschen, der früher in der Gemeinschaft aufgehoben war: Sterben wird zur letzten Form der Einsamkeit. Der soziale Tod tritt vor den biologischen Tod. Die Furcht vor der Einsamkeit verbindet sich mit der vor dem Tod. Todesfurcht ist sozusagen der Preis für den Individualismus in den westlichen Industrieländern (z.B. Slater, 1974). Dieser empirisch überprüfbare Erklärungsansatz betont die Bedeutung von Sozialisationsfaktoren. Demnach ist es für die Ausprägung der Furcht entscheidend, welche frühen Erlebnisse sich mit dem Tod verbinden und welche Einstellungen, Auffassungen und Werthaltungen von Eltern vermittelt werden. Gerade weil heutzutage Kinder weniger eigene todbezogene Erfahrungen machen, kommt den über das Elternhaus, Schule und Medien vermittelten eine besondere Bedeutung zu.

Furcht vor dem Tod ist in diesem Sinne eine erworbene, spezifische, ängstlich-beunruhigte Haltung gegenüber todbezogenen Reizen. Da Tod und Sterben komplexe Phänomene sind, ist es nicht verwunderlich, daß auch die korrespondierende Haltung verschiedene Teilaspekte aufweist. Immer wieder wurden einzelne Komponenten der Todesfurcht unterschieden. So nennen bereits Diggory & Rothman (1961) sieben Werte, die durch den Tod bedroht sind: den Kummer für Angehörige und Freunde, das Ende der Sorge um die Angehörigen, das Ende aller Pläne und Aktivitäten, das Ende aller Erfahrungen, die Schmerzhaftigkeit des

Sterbens, das Schicksal des Körpers nach dem Tod und die Ungewißheit über ein Leben nach dem Tod.

Die Aufzählung von Teilaspekten ließe sich leicht fortsetzen, aber bereits dieses Beispiel macht deutlich, daß die einfache Auflistung ziemlich willkürlich bleibt. Konzeptionelle Unterscheidungen, wie sie z. B. Vernon (1970) vornimmt, sind heuristisch wertvoller: Von der Furcht vor dem eigenen Tod trennte er Bereiche ab, die sich auf den Sterbevorgang, auf das Danach und auf das Sterben anderer beziehen. Diese Unterscheidungen sind nach wie vor Ausgangspunkt vieler anderer Konzeptionen, die sich meist nur hinsichtlich der Betonung einzelner Faktoren abheben. Collett & Lester (1969) unterscheiden ebenfalls zwischen der „Furcht vor dem Tod“ und der „Furcht vor dem Sterben“. Zusätzlich differenzieren sie bei beiden Quellen der Furcht danach, ob es sich um die eigene oder um eine andere Person handelt. Dieses Schema wird von Kastenbaum & Aisenberg (1972) noch erweitert. Sie berufen sich dabei auf den französischen Philosophen Jacques Choron, der hauptsächlich drei Typen der Todesfurcht unterschied: Furcht vor dem, was nach dem Tod kommt; Furcht vor dem Sterben als Ereignis und Furcht davor, nicht mehr existent zu sein (Choron, 1963). Letztgenannte Furcht betrachten die beiden Autoren als die fundamentale Todesfurcht, weil sie sich am eindeutigsten von anderen Ängsten unterscheidet. Die Beunruhigungen, die sich auf den Sterbeprozess und das Danach beziehen, sind vergleichsweise vertraut, da sie anderen Ängsten im menschlichen Erfahrungsbereich ähneln. Dagegen fällt es schwer, die Nichtexistenz zu empfinden, daran zu denken oder darüber zu sprechen.

Fundamentale oder existentielle Angst

Gedenke, daß du sterblich bist! Wir alle wissen, daß wir sterblich sind. Aber sind wir uns auch bewußt, daß wir sterblich sind? In unserem Leben gibt es mannigfache Hinweise auf unsere Mortalität. Und doch läßt sich leicht erkennen, daß trotz aller Hinweise der Einzelne, wie auch die Gesellschaft als Ganzes, immer wieder die Tatsache der Sterblichkeit leugnet. Wir leben mit der impliziten Annahme, daß es ein Morgen geben wird und daß wir es erleben werden. Der Tod wird aus dem Bewußtsein verdrängt. Diese „Ausbürgerung des Todes“, so Ariès (1982), ist ein Phänomen der Neuzeit.

Die stärkste ontologische Konfrontation geschieht, wenn Personen ihrem eigenen Tod gegenüber stehen, was sowohl ein reales Ereignis als auch ein vorgestelltes Ereignis sein kann (Ochsmann, in press). Wie konfrontieren wir unseren eigenen realen Tod? Zumindest in den entwickelteren Ländern sterben Menschen einen langsamen und langen Tod (z.B. Krebskranke, Aids-Patienten). Immer mehr Menschen mit schweren organischen Schäden warten längere Zeit auf lebensrettende Operationen (z.B. Nieren- oder Herztransplantationen). Immer mehr Menschen erfahren wie etwa HIV-Positive, daß sie den Keim einer tödlich verlaufenden Krankheit in sich tragen.

Wir wissen noch sehr wenig darüber, wie Menschen die Auseinandersetzung mit ihrem bevorstehenden Tod führen und welche Faktoren das Ergebnis beeinflussen. Viele Untersuchungen und Berichte legen den Schluß nahe, daß solche ontologischen Fragen gemieden, auch in Todesnähe nicht gestellt werden. Dies verhindern oftmals der Verlauf der Krankheit oder therapeutische Maßnahmen. Unabhängig davon aber

scheinen die wenigsten von sich aus in der Lage zu sein, Tod und Sterben zu konfrontieren (Kastenbaum, 2000).

Die Frage stellt sich auch für den Tod als vorgestelltes Ereignis. Was geschieht, wenn wir an die eigene Sterblichkeit erinnert werden, wenn uns unsere Mortalität durch Anstöße von außen bewußt wird? Im folgenden werden zunächst drei eindrucksvolle Studien der amerikanischen Forschergruppe um Jeff Greenberg, Tom Pyszczynski und Sheldon Solomon vorgestellt.

Effekte des Erinnerns an die eigene Sterblichkeit

Vorweg sei darauf hingewiesen, daß diese Untersuchungen mit gesunden, emotional stabilen Personen durchgeführt wurden. Es handelte sich zumeist um junge Studierende, jedenfalls um Personen, die nicht akut bedroht waren. Der Tod ist hier - wie oft in unserem Alltag - eine Idee, ein vorgestelltes Ereignis.

In der ersten Studie der amerikanischen Forschergruppe (Rosenblatt et al., 1989, Exp.1) wurden 22 Amtsrichter einer Großstadt im Südwesten der U.S.A. gebeten, über den fiktiven Fall einer jungen Frau, die als Prostituierte aufgegriffen wurde, zu entscheiden und eine Kautionsfestlegung zu treffen. Prostitution wurde ausgewählt, weil sie im dortigen kulturellen Kontext starke moralische Aspekte hervorhebt; die Kautionsfestlegung kann als ein Maß für die Schwere des Vergehens betrachtet werden. Die Richter selbst waren in dem Glauben, es handele sich um eine Untersuchung der Beziehungen zwischen Persönlichkeit, Einstellungen und Kautionsentscheidungen. Sie erhielten schriftliche Unterlagen: außer der kurzen Fallbeschreibung der Prostituierten und den üblichen Formularen zur Festlegung der Kautionsfestlegung auch verschiedene andere Fragebögen. Bei der Hälfte der Versuchspersonen wurde auf diese Weise vor der

Beschäftigung mit dem Fall der jungen Frau die experimentelle Manipulation durchgeführt. Sie bestand aus zwei offenen Fragen, die als projektiver Persönlichkeitsfragebogen zum Thema Tod deklariert waren. Die beiden Fragen lauteten: „Was geschieht mit Ihnen, wenn Sie sterben?“ und „Welche Gefühle löst in Ihnen der Gedanke an Ihren eigenen Tod aus?“. Danach folgte ein Stimmungsfragebogen, bevor die Fallbeschreibung und das Kautionsformular vorgelegt wurden.

Man hatte Amtsrichter ausgewählt, weil sie mit dieser Aufgabe vertraut sind und weil sie in ihrer juristischen Ausbildung gelernt haben, nach Fakten zu entscheiden. Bei Richtern erwarten wir nicht, daß Entscheidungen an persönlichen Werten und Normen orientiert sind und daß dabei momentane Befindlichkeiten eine Rolle spielen. Sollte etwa diese recht oberflächliche Beschäftigung mit dem eigenen Tod, die nur circa 8 Minuten dauerte, tatsächlich einen Einfluß auf die Höhe der Kaution, also auf die Höhe der Strafe haben? Führt das Erinnern an die Sterblichkeit zu einer stärkeren oder zu einer schwächeren Bestrafung?

Die Ergebnisse zeigten, daß die zufällig der Experimentalbedingung (Mortalität bewußt) zugeteilten Richter eine neunmal höhere Kaution als ihre Kollegen in der Kontrollbedingung (Mortalität nicht bewußt) festlegten (455 Dollar versus 50 Dollar). Sie bestrafte also die Prostituierte sehr viel härter. Die Auswertung der Stimmungsskalen (positive Gefühle, Feindseligkeit, Depression und Angst) erbrachte keine Unterschiede zwischen den beiden Gruppen, d.h. das überraschende Ergebnis ist nicht damit zu erklären, daß die mit dem Tod konfrontierten Personen in eine negative Stimmung versetzt wurden, aus der heraus sie die Prostituierte dann bestrafte.

In einer anderen Studie (Rosenblatt et al., 1989, Exp.3) sollten die Versuchsteilnehmer - diesmal Studierende - nicht nur den Fall der Prostituierten beurteilen, sondern auch den einer „Heldin“: Den Versuchspersonen wurde die Geschichte einer jungen Frau präsentiert, die unter Lebensgefahr der Polizei einen Gewaltverbrecher meldete. Sie sollten dann die Höhe der Belohnung für diese mutige Frau bestimmen, was in den U.S.A. in solchen Fällen von einem Komitee tatsächlich auch beschlossen wird. Wiederum die Hälfte der Probanden war zuvor mit dem Thema Tod konfrontiert worden.

Welchen Effekt haben nun die Gedanken an die Lebensendlichkeit auf die Belohnung der guten Tat? Wird die „Heldin“ höher oder niedriger belohnt? Die Ergebnisse entsprachen den Erwartungen: Wer an die eigene Sterblichkeit erinnert worden, dann fiel nicht nur die festgelegte Kautionshöhe für die Prostituierte signifikant höher aus, sondern auch die Belohnung für die Heldin (3476 Dollar versus 1112 Dollar). Nach dem Bewußtwerden der eigenen Sterblichkeit besteht offensichtlich die Tendenz, moralische Abweichler stärker zu bestrafen und diejenigen stärker zu belohnen, die kulturelle Werte hochhalten.

In einer weiteren Studie (Greenberg et al., 1990, Exp. 1) sollten die Versuchspersonen andere Kommilitonen anhand von Fragebögen beurteilen. Die christlichen College-Studenten und -Studentinnen bewerteten jeweils zwei Zielpersonen, von denen die eine durch die demographischen Daten als Jude, die andere als Christ identifizierbar war. Neben einer interpersonalen Bewertungsskala benutzten sie zur Beurteilung der fiktiven Personen auch 20 charakteristische Persönlichkeitseigenschaften, von denen fünf dem negativen Stereotyp vom "typischen Juden" entsprachen. Bevor es zu diesen Beurteilungen kam, wurde die Hälfte der Teilnehmer mit der eigenen Lebensendlichkeit konfrontiert. Bei den

Probanden führte das Erinnern an die eigene Sterblichkeit tatsächlich dazu, daß der christliche Mitstudent signifikant positiver und der jüdische signifikant negativer beurteilt wurde. Dem christlichen Studenten wurden mehr positive Charakteristika zugeschrieben. Es zeigt sich also, daß nach der Konfrontation mit dem Tod die Mitglieder der eigenen Gruppe („ingroup“) positiver und die Mitglieder einer anderen Gruppe („outgroup“) negativer gesehen werden.

Terror-Management-Theorie des Selbstwertes

Die von Greenberg, Pyszczynski und Solomon entwickelte Theorie (z.B. Greenberg et al., 1986) basiert zum großen Teil auf den Gedanken von Ernest Becker, der philosophische, anthropologische, soziologische und psychologische Erkenntnisse zu einer kohärenten Theorie menschlicher Motivation und menschlichen Verhaltens formte (Becker, 1971; 1973; 1975).

Nach Becker ist es das Schicksal des Menschen, den Tod auf die eine oder andere Art zu verleugnen. Dies erzwingt allein die Tatsache, daß uns unsere eigene Sterblichkeit bewußt wird. Die Idee des Todes und die damit verbundene Angst treibt den Menschen an; sie motiviert ein Verhalten, das hauptsächlich der Verleugnung des Todes dient. Die Angst vor dem Tod liegt in der existentiellen Situation des Menschen begründet.

Die Problematik und Paradoxie menschlichen Daseins gründet in der einzigartigen Stellung des Menschen in der Schöpfung. Durch seine hochentwickelten intellektuellen Fähigkeiten hat der Mensch begonnen, die Welt, in der er lebt, zu verändern und seinen Bedürfnissen anzupassen. Durch die Möglichkeit zum abstrakten Denken und zur Symbolbildung ist er in der Lage, neue symbolische

Welten zu erschaffen. Seine geistigen Leistungen befähigen ihn als einzigem Lebewesen aber auch, über sich selbst zu reflektieren. Dadurch muß der Mensch erkennen, daß er trotz seiner geistigen Omnipotenz als kreatürliches Wesen vollkommen in die Natur eingebunden ist. Die vitalen Funktionen unterscheiden sich nicht von denen der Tiere, und er ist wie diese verletzbar und sterblich.

Diese Erkenntnis stellt den Menschen vor die Frage, welchen Sinn seine Existenz hat in einem Universum, das unbeeinflussbar, unvorhersagbar und nicht erklärbar erscheint. Die einzige absolute Gewißheit des Menschen ist die Gewißheit seines Todes: die Auslöschung und Vernichtung seiner Existenz. Sein Tod ist zudem noch in jedem Moment möglich ist, wodurch er zum ständigen Begleiter und somit zu einer Quelle von potentiell, überwältigendem Terror wird. Diese ständige Bedrohung müßte den Menschen überwältigen, die Angst ihn lähmen, wenn er nicht seine existentielle Situation verleugnen könnte. Um sich vor dem Terror seiner potentiellen Vernichtung zu schützen, hat er deshalb - mit dem Wachsen seiner kognitiven Fähigkeiten - kulturelle Weltbilder entwickelt, welche die Welt erklären und Permanenz, Ordnung, Vorhersagbarkeit und Sinn in das Universum bringen.

Nach dieser Betrachtungsweise ist das Individuum vor der Angst nur dann geschützt, wenn es ein Gefühl primären Wertes erlangt. Dieser Selbstwert ist kulturell bestimmt, kann ausschließlich innerhalb des jeweiligen kulturellen Zusammenhanges erworben werden. Als ein Konstrukt der Gesellschaft bedarf er auch ständig der Bestätigung. Wichtig ist deshalb für jedes Individuum, daß es einen Beitrag zu der Kultur leistet und die Rollen lebt, die ihm von ihr zugewiesen werden.

Jede Kultur bietet dem einzelnen Sicherheit vor der existentiellen Bedrohung, und zwar auf zweierlei Weise: Sie vermittelt ihm die Vorstellung von der Welt als einem gerechten Ort, wo guten Menschen nichts Böses geschehen kann, und sie verspricht

- symbolisch oder real - Unsterblichkeit. Symbolische Unsterblichkeit ist möglich durch einen Beitrag zu der überdauernden Kultur und reale Unsterblichkeit, beispielsweise durch die Zusicherung eines Weiterlebens nach dem Tode, wie es verschiedene religiöse Konzepte nahelegen. So liefert die kulturelle Weltsicht dem Menschen einen existentiellen Kontext, in welchem er sich als wertvollen Teil einer geordneten Welt sehen und seinen Gleichmut angesichts der Bedrohung durch die endgültige Vernichtung seiner Existenz erhalten kann.

Wie bereits erwähnt, ist der Selbstwert in vielfältiger Weise in Gefahr: So wird er immer dann bedroht, wenn dem Individuum Aspekte seiner selbst bewußt werden, die mit seiner spezifischen gesellschaftlichen Rolle nicht im Einklang stehen, durch die von anderen Zustimmung verweigert oder Ablehnung verursacht werden könnte oder die den Verlust von gesellschaftlich wertvollen Symbolen möglich erscheinen lassen. Damit erscheint jedes Verhalten selbstwertrelevant, dessen Konsequenzen den Schluß zulassen könnten, die Person sei kein wertvolles Mitglied ihres speziellen kulturellen Dramas.

Der Terror-Management-Theorie des Selbstwertes zufolge verstärken also Personen den Glauben an ihr kulturelles Weltbild, wenn sie an die eigene Sterblichkeit erinnert werden. Sie reagieren deshalb negativer auf Individuen, die moralische Prinzipien der Gesellschaft verletzen, was in der ersten Studie für die Prostituierte im Südwesten der U.S.A. gilt. Und im Fall der „Heldin“, die moralische Prinzipien verstärkt, verhalten sie sich positiver. Das Gute muß belohnt und das Schlechte muß bestraft werden! Menschen, die uns ähnlich und vertraut sind, bestätigen das eigene kulturelle Weltbild, während es unähnliche und fremde relativieren. Letzteren wird deshalb sehr viel weniger Wertschätzung entgegengebracht, wenn das Thema Tod ins Spiel kommt.

Die grundlegenden Annahmen der Terror-Management-Theorie konnten in mehr als 75 Studien bestätigt werden. Daß diese Effekte des Erinnerns an die eigene Sterblichkeit nicht auf den amerikanischen Kulturkreis beschränkt sind, belegen auch die Ergebnisse mehrerer Studien, die in Israel und Deutschland durchgeführt wurden (z.B. Taubman Ben-Ari et al., 1999; Ochsmann, 1997). Empirische Evidenz gibt es auch für die Annahme, daß der Selbstwert die Funktion eines Angstpuffers hat. Greenberg et al. (1992) fanden im Labor, daß die künstliche Erhöhung des Selbstwertes zur Angstreduktion bei Probanden führte, die sich eindringlichen Bildern des Todes ausgesetzt sahen. Sowohl Erfolgsmeldungen als auch Feedback über positive Persönlichkeitseigenschaften führten zu einer Verminderung physiologischer Erregung.

Welche Rolle kulturelle Symbole in diesem Zusammenhang spielen, demonstriert in besonderer Weise die Untersuchung von Greenberg et al. (1995). Im Rahmen einer vermeintlichen Studie über Persönlichkeit und Kreativität stellten die Autoren Studierenden zwei Problemlöseaufgaben, nachdem sie den üblichen Fragebogen zur Manipulation der Mortalitätssalienz ausgefüllt hatten. Die eine Aufgabe bestand darin, eine Mischung von Sand und schwarze Farbe zu trennen; die andere darin, einen Nagel in die Wand zu schlagen und ein Kreuz daran aufzuhängen. Als Hilfsmittel zur Lösung der Aufgaben lagen verschiedene Alltagsgegenstände auf dem Tisch. In einer Versuchsbedingung war dies ein Stück Tuch, durch welches das Sand-Farbe-Gemisch gegossen und so gefiltert werden konnte bzw. ein Stück Holz, mit dem sich der Nagel für das Kreuz in die Wand schlagen ließ. In der anderen Bedingung standen diese Hilfsmittel nicht zur Verfügung; die beste Lösung der Aufgaben bestand darin, das Sand-Farbe-Gemisch über eine amerikanische Flagge zu gießen bzw. das Kreuz selbst als Ersatz für einen Hammer zu benutzen und den Nagel mit dem Kreuz in die Wand

zu schlagen. Beide Lösungen bedeuteten einen unangemessenen Umgang mit der Nationalfahne bzw. dem Kruzifix, d.h. einen Mißbrauch dieser kulturellen und religiösen Symbole.

Alle Versuchspersonen konnten die ihnen gestellten Aufgaben lösen; diejenigen, denen kein Tuch oder Holzstück zur Verfügung stand, brauchten aber mehr Zeit. Es zeigte sich eine signifikante Interaktion zwischen der Mortalitätssalienz und der Art der bereitgestellten Hilfsmittel: Bei neutralen Hilfsmitteln (Tuch, Holz) spielte es für die Bearbeitungszeit keine Rolle, ob die Mortalität salient war oder nicht. Standen dagegen nur die kulturell bedeutsamen Symbole zur Verfügung, benötigten die an ihre Sterblichkeit erinnernden Probanden deutlich mehr Zeit zur Lösung der Aufgaben ($M = 328.59$ Sekunden) als die nicht erinnernden ($M = 191.04$ Sekunden) oder diejenigen, die mit neutralen Hilfsmitteln in der Mortalität-nicht-salient-Bedingung ($M = 97.22$ Sekunden) bzw. Mortalität-salient-Bedingung ($M = 110.09$ Sekunden) tätig waren. Ein ähnliches Muster zeigte sich auch bei den verbalen Angaben: Die Versuchspersonen, deren Mortalität salient gemacht wurde und die Probleme mit Hilfe der kulturellen Symbole lösen mußten, fanden die Aufgaben schwieriger und berichteten mehr Anspannung während der Bearbeitung als die Probanden in den anderen Versuchsbedingungen.

Der 11. September als Mortalitätssalienz

Natürlich lassen sich die im Labor gewonnenen Erkenntnisse nicht direkt auf den Alltag übertragen. In natürlichen Situationen ist nicht nur eine psychologische Variable wirksam, sondern es sind zugleich auch immer andere Kräfte am Werk. Diese anderen Einflüsse können die Effekte des Erinnerns an die eigene Sterblichkeit

abschwächen oder gar neutralisieren; sie können sie aber auch noch gewaltig verstärken. Was die Bedeutung angeht, die diese Befunde für die Praxis haben, so lassen sich derzeit nur Vermutungen äußern. Es erscheint aber nicht verfehlt, die oben angestellten Überlegungen mit den Ereignissen des 11. Septembers in einen Zusammenhang zu stellen und deren Folgen aus der Sicht der Terror-Management-Theorie zu bedenken.

Wie wahrscheinlich kein anderes Ereignis zuvor haben – nicht zuletzt durch die Live-Berichterstattung - die Terroranschläge Millionen von Menschen schlagartig ihre eigene Verletzbarkeit und Sterblichkeit bewußt gemacht. Die immer wieder gesendeten Bilder von einem Flugzeug, das direkt in einen Turm des „World Trade Centers“ fliegt, haben in einem großem Ausmaß „Terror“ ausgelöst. Es geht hier um die existentielle Angst, die allein durch die Erkenntnis ausgelöst wird, daß mein Tod und damit die Auslöschung meiner Existenz jeder Zeit geschehen kann. Der Tod vermag mich auf die verschiedensten Arten und Weisen zu treffen, so z.B. als hilfloser und ohnmächtiger Passagier eines Verkehrsflugzeuges, als ahnungsloser Angestellter oder Kunde eines Unternehmens, das seine Büros in einem Wolkenkratzer unterhält. Möglicherweise begegnet mir mein Tod, wenn ich als Passant in dienstlichen oder privaten Angelegenheiten unterwegs bin, oder mir als Tourist die Sehenswürdigkeiten einer Stadt anschau. Der Tod kann nach mir greifen, wenn ich als freiwilliger oder professioneller Helfer der Gemeinschaft diene, wie es Hunderte von New Yorker Feuerwehrleute in den einstürzenden Türmen taten. Mein Tod kann mich jetzt oder irgendwann später treffen, hier oder irgendwo sonst, auf diese oder eine andere Weise. Und es gibt nichts, was ich dagegen tun kann. Dieses Gefühl, daß wirklich niemand sicher ist, hat am 11. September 2001 Millionen von Menschen erfaßt.

Durch den Anschlag der Terroristen wurde vermutlich ein gewaltiges Ausmaß an Mortalitätssalienz geschaffen. Es kam zur Freisetzung großer Mengen von existentieller Angst, was vor allem auch damit zu tun hat, daß mit dem „World Trade Center“ und dem „Pentagon“ zwei kulturelle Ikonen getroffen wurden. Viele Bürger der Vereinigten Staaten sehen in dem Verteidigungsministerium ein Symbol der militärischen Stärke ihres Landes und damit auch ein Zeichen für ihre persönliche Sicherheit. Und die Zwillingstürme standen in Manhattan stellvertretend für die Wirtschaft der ersten Welt. Mit diesen Bauwerken wurden also zugleich wesentliche Elemente einer kulturellen Weltsicht getroffen, die für viele Menschen in der westlichen Welt die Grundlage des eigenen individuellen Selbstwert darstellt, der sie im Alltag vor der existentiellen Angst schützt.

Wie haben Menschen auf die Mortalitätssalienz des 11. Septembers reagiert? Wie sind sie mit der existentiellen Angst umgegangen? Im großen Maße so, wie es die Terror-Management-Theorie voraussagt und wie es in sozialpsychologischen Experimenten nachgewiesen werden konnte. Die Menschen verteidigen ihre Weltsicht; sie tun das, indem Sie Menschen „bestrafen“, die - wie die Prostituierte - moralische Werte durch ihr Verhalten in Frage stellen, und diejenigen „belohnen“, die - wie die „Heldin“ - diese Weltsicht stärken. Die existentielle Bedrohung führt zu einem stärkeren Wir-Gefühl und einer größeren Polarisierung zwischen der Eigen- und der Fremdgruppe. Menschen werden negativer betrachtet und behandelt, wenn sie - wie die jüdische Zielperson - durch ihr Anderssein die eigene Weltsicht relativieren.

Es sei hier auf den Patriotismus verwiesen, der die Vereinigten Staaten am 11. September erfaßte und Monate später noch wie eine Welle das Land überspült. Amerikanische Fahnen wehen überall und das massenhafte Zurschaustellen von

anderen Symbolen des Staates und des „American way of life“ künden von einer intensiven gegenseitigen Bestätigung der eigenen Weltsicht. In dieses neue starke Wir-Gefühl sind jetzt selbst randständige Gruppen einbezogen. Jedenfalls berichten die Medien immer wieder darüber, daß sich Vorurteile vermindert haben und die Kooperation zwischen verschiedenen politischen, ethnischen und religiösen Gruppen in den U.S.A. zunimmt. Zugleich gibt es aber auch etliche Hinweise darauf, daß Personengruppen, die mit den terroristischen Angreifern in Verbindung gebracht werden wie etwa Moslime und Menschen aus dem Mittleren Osten, bedroht und vereinzelt auch angegriffen wurden.

Erste empirische Bestätigungen dieser Vermutungen bringt die „National Tragedy Study“ der „National Organisation for Research“ (NORC) an der Universität von Chikago, in der 2126 zufällig ausgewählte Bürgerinnen und Bürger der Vereinigten Staaten kurze Zeit nach den Anschlägen telephonisch interviewt wurden (Smith et al., 2001). Es zeigte sich ein bedeutsamer Anstieg des Nationalstolzes, des Vertrauens in die amerikanischen Institutionen und eine Stärkung des Glaubens an das Gute in den Menschen.

Was den nationalen Stolz angeht, so stiegen nach dem 11. September die sehr hohen Ausgangswerte noch weiter an. 97 Prozent der Interviewten bekannten, daß sie viel lieber US-Staatsbürger als Bürger irgend eines anderen Landes sein möchten; 85% hatten die Überzeugung, daß die Vereinigten Staaten ein besseres Land als alle anderen sind. Besonders stolz waren die Befragten auf die Streitkräfte, was sich in einer Steigerung der Werte um 32 auf 80 Prozentpunkte ausdrückte. Auch bei dem Vertrauen in die Institutionen lag das Militär ganz weit vorne: 77% hatten großes Zutrauen, was eine Steigerung um 27 Punkte bedeutet. Noch bemerkenswerter sind die Ergebnisse, was den Glauben an das Gute im Menschen betrifft. Zwei Drittel der

Befragten sagten, daß die meisten Menschen hilfsbereit sind (plus 21%); 63 Prozent hielten die Menschen im allgemeinen für fair (plus 12%) und 41 Prozent fanden die meisten Mitmenschen für vertrauenswürdig (plus 6%). Diese positiveren Einschätzungen von anderen Menschen reflektieren sicherlich die Erfahrungen mit prosozialem Verhalten, das sich überall nach den Terroranschlägen zeigte. 49 Prozent der Befragten berichteten von Geldzuwendungen an karitative Organisationen; 24 % spendeten Blut oder versuchten, es zu spenden; 8 % sprachen von freiwilliger Hilfe, die sie in sozialen und anderen Einrichtungen extra geleistet hatten.

Vor allem die New Yorker Feuerwehrleute sind zu „Helden“ der Ingroup geworden. Sie setzten ihr Leben aufs Spiel, d.h. sie überwandten diese existentielle Angst, und zwar im Dienste einer Sache, was sich angesichts sinnloser Zerstörung und Tausender von Opfern eines sinnlos erscheinenden Todes als besondere Erfahrung von Sinn vermittelt (Frankl, 1989). Dem Sinnlosen etwas Sinnhaftes entgegen zu setzen, zeigt sich auch in dem ungeheuren Maß an Altruismus und Hilfeverhalten, das sich vor allem auf diejenigen richtet, die für das Gute in Amerika stehen: die Hinterbliebenen als unschuldige Opfer und die selbstlosen Helfer.

Ein Konflikt, dem vielfältige Ursachen zugrunde liegen und bei dem es ursprünglich auch um widerstreitende Interessen ging, hat einen religiösen Charakter angenommen. Es geht jetzt um die Moral, d.h. um kulturelle Weltansichten. Der Konflikt wird für die Angegriffenen - psychologisch betrachtet - zu einem Kreuzzug, zu einem Kampf zwischen Gut und Böse. Das war er bereits für die Attentäter, die ihren „heiligen Krieg“ gegen den Repräsentanten der westlichen Welt führten. Die Terroristen, die überwiegend aus privilegierten Familien stammen, „opfereten“ sich im Dienste einer „heiligen Sache“. Motiviert wurden sie durch einen festen Glauben an

die Unsterblichkeit, und zwar nicht nur in symbolischer Weise etwa durch das Weiterleben in der kollektiven Erinnerung der Ingroup, sondern auch in physischer Unsterblichkeit, denn nach ihrem Verständnis verspricht ihnen als Märtyrer der Koran 70 Jungfrauen im Himmel.

Daß auch für die Selbstmordattentäter die existentielle Angst von großer Bedeutung ist, muß angenommen werden. Denn sonst macht es keinen Sinn, daß selbst die radikal-fundamentalistischen Anhänger einer langen und harten Ausbildung bedürfen. Warum wurden die Terroristen, wie Bin Laden in einem Videofilm offenbarte, erst kurz vor dem Anschlag über ihre Mission informiert? Warum gab es detaillierte Anweisungen an die Attentäter, die ihr Verhalten bis in die letzten Momente ihres Lebens regelten?

Auch die Angreifer werden zu Helden der Ingroup. Sie haben die Todesangst überwunden und sich einer wichtigen Sache wegen selbst aufgegeben, was für die Anhänger eine extreme Bestätigung der Richtigkeit des eigenen Glaubens darstellt. Der Tod dieser jungen Menschen darf für die Sympathisanten auf keinen Fall als sinnloses Opfer erscheinen, was den Kampf um die richtige Weltsicht weiter verstärken wird.

Schlußbetrachtung

Konfrontation mit Tod und Sterben ist mit existentieller Angst verbunden. Sie kann nicht reduziert oder gar ausgeschaltet werden; der Umgang mit ihr muß gelernt werden. So ist beispielsweise das Aushalten und Annehmen der eigenen todbezogenen Ängste wesentlich für Helferinnen und Helfer in der Betreuung von

Sterbenskranken. Es geht um einen konstruktiven Umgang mit dieser Angst, der an Voraussetzungen geknüpft ist.

Kastenbaum (2000) stellt einen Zusammenhang zwischen der fundamentalen Angst und gravierenden gesellschaftlichen Problemen wie Gewalt, Selbstmord, Alkohol und Drogen her. Was passiert, wenn es ein Terrormanagement nicht mehr gibt? Was passiert, wenn es weder einen individuellen Selbstwert noch eine Weltsicht gibt, die Menschen vor existentieller Angst schützt? Es gibt viele Zweifel daran, ob heute viele Gesellschaften in der Lage sind, eine überzeugende Konzeption der Wirklichkeit anzubieten, die es einer möglichst großen Zahl von Individuen innerhalb einer Kultur erlaubt, einen Selbstwert abzuleiten, der möglichst nicht auf Kosten von anderen innerhalb und außerhalb der Kultur geht.

Die Ereignisse des 11. September 2001 und ihre Folgen stehen auch für einen konstruktiven Umgang mit existentieller Angst. Die Notwendigkeit, die eigene Weltsicht zu bestätigen, kann auch mit sozial erwünschten Konsequenzen einhergehen wie z.B. altruistischem Verhalten oder der Reduktion von Vorurteilen. Auf die positiven Auswirkungen der Konfrontation mit dem Tod hat besonders Yalom (1989) hingewiesen. Die Idee des Todes ist seiner Auffassung nach eine starke Kraft für Veränderung und eine große Herausforderung für persönliches Wachstum. Er hat Klienten in psychotherapeutischen Gruppensitzungen mit der Todesproblematik konfrontiert, in dem er beispielsweise einen Krebspatienten in die Gruppe aufnahm, und damit erstaunliche Erfolge erzielt. Die Konfrontation mit unserem persönlichen Tod ist die Grenzsituation schlechthin. Sie hat die Macht, die Art und Weise grundlegend zu verändern, wie wir in der Welt leben. Die Idee des Todes wirkt wie ein Katalysator; sie verleiht dem Leben eine tiefe Intensität, weil sie z.B. einen völligen Wechsel der Perspektive fördert, durch den es besser möglich wird, zwischen

dem, was wichtig und unwichtig ist, zu unterscheiden. Viele leidvoll Geprüfte berichten, wie sie sich der Angst gestellt, sie ausgehalten haben und ein starkes Gefühl persönlicher Meisterschaft erlebten.

Literatur

Ariès, P. (1982). *Geschichte des Todes*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Becker, E. (1971). *The birth and death of meaning*. New York: Free Press.

Becker, E. (1973). *The denial of death*. New York: Free Press.

Becker, E. (1975). *Escape from evil*. New York: Free Press.

Becker, H. & Bruner, D.K. (1931). Attitudes toward death and the dead and some possible causes of ghost fear. *Mental Hygiene*, 15, 828-837.

Choron, J. (1963). *Death and western thought*. New York: Collier Books.

Collett, L.J., & Lester, D. (1969). The fear of death and the fear of the dying. *Journal of Psychology*, 72, 179-181.

Diggory, J.C., & Rothman, D.Z. (1961). Values destroyed by death. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 63, 205-210.

Frankl, V.E. (1989). *Der Mensch vor der Frage nach Sinn*. 7. Auflage. München: Serie Piper.

Freud, S. (1923). Das Ich und das Es. In A. Freud, E. Bibring, W. Hofer, E. Kris & O. Isakower (Hrsg.), *Sigmund Freud. Gesammelte Werke. Band XIII*. London: Imago, 1940, 235-289.

Greenberg, J., Pyszczynski, T., & Solomon, S. (1986). The causes and consequences of a need for self-esteem: A terror management theory. In R. Baumeister (ed.), *The private and the public self* (pp. 189-212). New York: Springer.

- Greenberg, J., Pyszczynski, T., Solomon, S., Rosenblatt, A., Veeder, M., Kirkland, S., & Lyon, D. (1990). Evidence for terror management theory II: The effects of mortality salience on reactions to those who threaten or bolster the cultural worldview. *Journal of Personality and Social Psychology*, 58, 308-318.
- Greenberg, J., Solomon, S., Pyszczynski, T., Rosenblatt, A., Burling, J., Lyon, D., Pinel, E., & Simon, L. (1992). Why do People Need Self-Esteem? Converging Evidence that Self-Esteem Serves an Anxiety Buffering Function. *Journal of Personality and Social Psychology*, 63, 913-922.
- Greenberg, J., Porteus, J., Simon, L., Pyszczynski, T., & Solomon, S. (1995). Evidence of a terror management function of cultural icons: The effects of mortality salience on the appropriate use of cherished cultural symbols. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 21, 1221-1228.
- Kastenbaum, R. (2000). *The psychology of death*. 3rd ed. New York: Springer.
- Kastenbaum, R., & Aisenberg, R. (1972). *The psychology of death*. New York: Springer.
- Ochsmann, R. (1993). *Angst vor Tod und Sterben: Beiträge zur Thanato-Psychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Ochsmann, R. (1997). Wenn die eigene Sterblichkeit bewußt wird. Ergebnisse experimenteller sozialpsychologischer Forschung. In M. Blum & T. Nessler (Hg.), *Tabu Tod* (S. 87-101). Freiburg i.B.: Rombach.
- Ochsmann, R. (in press). Ontological confrontation. In R. Kastenbaum (Ed.), *Encyclopedia of death and dying*. Farmington Hills, MI: Macmillan.
- Rosenblatt, A., Greenberg, J., Solomon, S., Pyszczynski, T., & Lyon, D. (1989). Evidence for terror management theory I: The effects of mortality salience on

reactions to those who violate or uphold cultural values. *Journal of Personality and Social Psychology*, 57, 681-690.

Smith, T.W., Rasinski, K.A., & Toce, M. (2001). America rebounds: A national study of public response to the September 11th terrorist attacks. Preliminary findings. NORC, University of Chicago [www.norc.uchicago.edu/projects/reaction/pubresp.pdf].

Slater, P. (1974). *Earthwalk*. Garden City: Doubleday.

Taubman Ben-Ari, Orit; Florian, Victor; and Mikulincer, Mario. (1999). The Impact of Mortality Salience on Reckless Driving: A Test of Terror Management Mechanisms. *Journal of Personality and Social Psychology*, 76, 35-45.

Vernon, G. (1970). *Sociology of death. An analysis of death-related behavior*. New York: Roland Press.

Yalom, I.D. (1989). *Existentielle Psychotherapie*. Köln: Edition Humanistische Psychologie.